

Gerhard Lohfink

Warum ich an Gott glaube

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2024

Alle Rechte vorbehalten

www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg im Breisgau

Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN (Print) 978-3-451-39905-3

ISBN (PDF) 978-3-451-83505-6

ISBN (EPUB) 978-3-451-84105-7

Rudolf Schnackenburg
zum Gedächtnis

Inhalt

Vorwort	9
1. Elternhaus	13
2. Schulzeit	18
3. Jugendbewegung	26
4. Entscheidungen	37
5. Philosophie	44
6. Kunstpause	53
7. Theologie	60
8. Endlich im Beruf	80
9. Weiterstudium	84
10. Tübingen	111
11. Gemeinde	138
12. Gottesverteidigung	160
13. Warum ich an Gott glaube	180
14. Alles gesagt?	185
Danksagung	187
Bücher von Gerhard Lohfink	189
Anmerkungen	193
Schriftstellenverzeichnis	199

Vorwort

Ich liebe Autobiografien. In meinen Bücherregalen stehen sie zuhauf. Zugleich hasse ich sie. Ich liebe sie, weil viele Autoren von den ersten zwanzig bis dreißig Jahren ihres Lebens eindringlich, ja aufregend erzählen. Doch dann verformt sich die Autobiografie langsam in ihren zweiten Teil. Dort berichtet der inzwischen berühmte Verfasser hauptsächlich, wie vielen berühmten Leuten er in seinem weiteren Leben begegnet ist.

Dieses Buch hier ist keine Autobiografie im üblichen Sinn. Ich bin nicht daran interessiert, bedeutende *öffentliche* Ereignisse aus meinem Leben zu erzählen. Es gibt sie gar nicht. Mein Thema ist vielmehr, wie ein Durchschnittsmensch zum Glauben kommen kann. Dazu greife ich auf mein eigenes Leben zurück, aber nur in Ausschnitten und oft sogar mit Zeitsprüngen. Es geht mir nicht um ein Gemälde meines Lebens, sondern um eine sachgerechte Theologie. Genauer gesagt: Es geht mir darum, wie der christliche Glaube in einer Welt bestehen kann, die voller Hass, Krieg und Vernichtung ist. Kann man in einer solchen Welt noch an Gott glauben?

Der Titel dieses Buches greift bewusst auf den Anfang des Apostolischen Glaubensbekenntnisses zurück, das mit den Worten beginnt:

Ich glaube an Gott

Die Grundgestalt dieses Bekenntnisses ist bereits für das 2. Jahrhundert nach Christus bezeugt.¹ Aber zu welchem Zweck war es geschaffen worden? Sein ›Sitz im Leben‹ war ursprünglich nicht der sonntägliche Gottesdienst. Sein ursprünglicher Ort war die Taufliturgie in der Osternacht.

Die getauft wurden – es waren zunächst vor allem Erwachsene – sprachen das Glaubensbekenntnis nicht einfach als durchlaufenden Text. Ihr Glaubensbekenntnis war vielmehr Teil

eines Dialogs². Genauer: Jedem Einzelnen wurden die drei Teile des Bekenntnisses als Frage gestellt:

Glaubst du an Gott [...]?

Glaubst du an Jesus Christus [...]?

Glaubst du an den Heiligen Geist [...]?

Meine Auslassungszeichen wollen deutlich machen: Das gesamte Glaubensbekenntnis wurde dem Täufling in dieser Dreiteilung vorgelegt. Jeder Einzelne antwortete dreimal »Ich glaube«. Und nach jedem »Ich glaube« wurde der Täufling, der dabei in einem Fluss oder im Bassin einer Taufkapelle stand, untergetaucht oder doch wenigstens mit Wasser besprengt.³

Diese dialogische Struktur des Glaubensbekenntnisses ist noch heute in vielen christlichen Taufritualen und vor allem in der jährlichen Erneuerung des Taufversprechens innerhalb der Osternacht erhalten geblieben. Und erhalten geblieben ist dabei auch das »*Ich glaube*«. In der katholischen Feier der Osternacht zum Beispiel fragt der Priester die versammelte Gemeinde:

*Glaubt ihr an Gott, den Vater, den Allmächtigen,
den Schöpfer des Himmels und der Erde [...]?*

Jetzt erwartet man natürlich ein »*Wir glauben*«. Die Antwort lautet dann jedoch bemerkenswerterweise: »*Ich glaube*«. Genauso bei den beiden nächsten Fragen! Es war also jeder wie einst bei der frühchristlichen Tauffeier *als Einzelner* angesprochen worden. Und jeder Einzelne legt dann mit dem »*Ich glaube*« sein persönliches Bekenntnis ab.

Vor allem aber – und darauf kommt es mir hier an: Indem das Ganze in der Kirche stattfindet und als Dialog zwischen dem Priester und der Gemeinde geschieht, wird deutlich: Wir können den Glauben nicht aus uns selbst hervorbringen. Wir empfangen ihn von Gott – vermittelt durch Jesus Christus und die Kirche⁴. Allerdings muss ihn der Einzelne dann auch mit seiner ganzen Existenz annehmen und sich zu ihm bekennen.

Dem folgt die Grundstruktur dieses Buches. Ich möchte von meinem persönlichen Glauben an Gott sprechen. Deshalb die bisweilen längeren, bisweilen kürzeren biografischen Einsprengsel. Aber ich spreche nicht von etwas, das ich mir selbst zurechtgelegt und zusammengebastelt habe. Ich spreche vielmehr über etwas, das ich »empfangen« habe⁵ – über das ich mir dann freilich während meines Lebens immer wieder Rechenschaft geben musste.

Anders formuliert: Ich berichte von dem Licht des Glaubens, das mir Gott – vermittelt durch die Kirche – geschenkt hat, das ich aber stets von neuem mit dem Licht meiner Vernunft und der Vernunft der Welt zusammenbringen musste.

Warum glaube ich an Gott? Ich gebe die Antwort in vierzehn Schritten bzw. vierzehn Kapiteln. Sie stehen mit meiner eigenen Lebensgeschichte in einem festen Zusammenhang. Bei anderen Christen wird diese »Glaubens-Biographie« wahrscheinlich in Vielem anders aussehen. Im Grunde ist sie bei jedem Christen verschieden. Jeder hat seine eigene Glaubensgeschichte – oder auch seine eigene Geschichte des Nicht-glauben-Könnens.

Noch eine Nebenbemerkung: Dieses Buch hat als Basis einen Vortrag, den ich im Jahre 2017 in Wangen im Allgäu gehalten habe. Der damalige Vortrag ist dokumentiert in meinem Buch »Im Ringen um die Vernunft. Reden über Israel, die Kirche und die Europäische Aufklärung«⁶. Der damalige Text wurde hier aber nicht nur an vielen Stellen überarbeitet und ergänzt. Er wurde auch um wesentliche Teile erweitert – bis in unsere so bedrängende Gegenwart hinein, die vielen Christen den Glauben an einen Gott, der Herr der Geschichte ist und bleibt, immer schwerer macht.

Ich widme dieses Buch in tiefer Dankbarkeit meinem Lehrer und Doktorvater Professor Rudolf Schnackenburg (1914–2002).

Gerhard Lohfink

1. Elternhaus

Warum also glaube ich an Gott? Die erste Antwort lautet ganz schlicht: Weil meine Eltern an Gott geglaubt haben. Das heißt: Ich bin, ohne dass ich dazu irgendetwas hätte tun können, in einer christlichen Familie aufgewachsen, in der es einfach selbstverständlich war, dass ich eine Woche nach meiner Geburt getauft und dann christlich erzogen wurde.

Wäre ich in Jordanien geboren, wäre ich wohl ein Moslem geworden. Wäre ich in Thailand oder Kambodscha geboren, wäre ich heute mit ziemlicher Sicherheit Buddhist. Wäre ich in Japan geboren, würde ich wahrscheinlich ab und zu einen Shinto-Schrein besuchen und mich dort mit meinen Ahnen und meinem japanischen Vaterland geistig verbinden.⁷ Ich hatte nun aber katholische Eltern, und deshalb bin ich katholischer Christ geworden. Ein Statistiker würde es einen demografischen Zufall nennen. Ich nenne es Gnade.

Reine Gnade war auch, dass meine Mutter und mein Vater nicht nur getaufte Christen waren, sondern dass sie ihren Glauben gelebt haben. Das Morgengebet, das Abendgebet, das Gebet vor und nach dem Essen, der Gottesdienstbesuch am Sonntag, gelegentliche Hausandachten, die Feier der Festtage und der liturgischen Zeiten, die festliche Begehung der Erstkommunion: all das war in unserer Familie – zumindest aus der Sicht der Kinder – eine Selbstverständlichkeit.

Unvergesslich leben die Weihnachtsabende in meiner Erinnerung. Vor 1944, als wir noch nicht ausgebombt waren und noch eine geräumige Mietwohnung hatten, blieb die Tür zu dem sogenannten ›Guten Zimmer‹, wo nur an Festtagen gegessen wurde, verschlossen. In diesem Zimmer hatte die Mutter für den Heiligen Abend alles vorbereitet und tat nun die letzten Handgriffe. Wir Kinder saßen mit dem Vater im Wohnzimmer und warteten. Irgendwann öffnete sich dann die Tür – und der geschmückte Weihnachtsbaum zog alle Blicke auf sich. Aber nicht

nur die Augen wurden gesättigt. Die Luft war erfüllt von Tannen- und Kerzenduft.

Natürlich suchten unsere Augen dann auch die Geschenke. Aber die steckten unter einer weißen Tischdecke. Nur geheimnisvolle Konturen zeigten sich unseren verstohlenen Blicken. Bevor diese Decke entfernt wurde, las mein Bruder noch einmal das Weihnachtsevangelium vor, ich selbst hatte die Aufgabe, vor der Krippe ein Gedicht zum Jesuskind zu sprechen, und selbstverständlich wurden dazwischen die alten Weihnachtslieder gesungen.

Weihnachten war die bedeutendste Familienfeier des ganzen Jahres – doch zugleich hatte diese Feier ihr festes Fundament in der kirchlichen Weihnachtsliturgie: Vor der häuslichen Zusammenkunft war die ganze Familie in der Christmette gewesen.

Das Kirchenjahr mit seinen Festen und Festzeiten, seinen Bräuchen und seiner Vergegenwärtigung der biblischen Erzählungen war mir wie selbstverständlich vorgegeben. Ich bin in das Christliche bzw. in das Katholische hineingewachsen wie in die Hosen und Jacken, die mir meine Mutter genäht hat. »Hineinwachsen« – das möchte ich erklären: Meine Eltern waren einfache Leute. Sie kämpften darum, wie sie finanziell zu rechkamen. Für Obst, Gemüse, Salat und Küchenkräuter wurde kein Geld ausgegeben – das lieferte der eigene Garten. Mein Vater hat im Keller sogar unsere Schuhe besohlt und uns im Wohnzimmer regelmäßig die Haare geschnitten. Und die Mutter hat fast alle Kleider der vier Kinder selbst genäht. Sie wurden immer ein wenig größer geschneidert, damit man »hineinwachsen« konnte.

Später habe ich gelernt, dass dies auch für die Taufe gilt. In ihr wird dem Täufling schon alles geschenkt: die Liebe Gottes des Vaters – das verborgene Leben in Christus – die bergende Gemeinschaft mit der Kirche. Symbol dafür ist das weiße Taufkleid, welches über das kleine Kind gebreitet wird. Es muss in all das noch lebenslang hineinwachsen, auch in das Wagnis des Glaubens.

Um diese großen Wörter ein wenig auf die Erde zu bringen: Der Glaube meiner Eltern war kein naiver, kein lediglich über-

nommener, kein Gewohnheits-Glaube, der sich einfach nur einem katholischen Milieu verdankt hätte. Meine Mutter hatte zwei Brüder, die in der liberalen Luft der Großstadt Frankfurt am Main ihren Glauben mehr oder weniger verloren hatten. Sie war ihrem Gerede und ihren Spötteleien ausgesetzt. Sie musste sich für ihren Glauben und für die gläubige Form ihres Lebens selbst entscheiden.

Genauso mein Vater. Er kam zwar aus einem katholischen Dorf in der Rhön. Aber es verschlug ihn eben nach Frankfurt, und sein Arbeitsplatz war, bevor er Lokführer wurde, ein großes Ausbesserungswerk der Reichsbahn. Das Milieu dort war rot, und einer, von dem man wusste, dass er noch in die Kirche ging, wurde verhöhnt. Als mein Vater eines Morgens an seinen Arbeitsplatz kam, hatte man ihm dort ein Altärchen mit brennenden Kerzen aufgebaut.

Auch das *kirchliche* Milieu in Frankfurt war nicht das volkskirchlich Übliche. Wir gehörten regulär zur Pfarrei St. Gallus. Und das Pfarrgebiet erstreckte sich zum größeren Teil in einem ausgesprochenen Industrieviertel. Dort brummt Tag und Nacht die Werkzeugmaschinen der sich weit ausdehnenden Adler-Werke. »Kamerun« nannte man in Frankfurt dieses schnell wachsende Industriegebiet im Westen der Stadt, weil dort die Häuser schwarz waren vom Rauch der Lokomotiven und von den unzähligen Schornsteinen der Fabriken. Es war eine Arbeiterpfarrei mit einem Pfarrer, der ein wirklicher Seelsorger war. Er hieß Albert Perabo. Nach den Zerstörungen des Krieges fanden wir dann dort, mitten im Gallusviertel, nahe der alten, ebenfalls zerbombten Pfarrkirche, eine winzige Wohnung.

Vorher allerdings hatten wir in der von dem berühmten Architekten Ernst Georg Mai (1886–1970) nach den Prinzipien der ›Gartenstadtbewegung‹ gebauten ›Kuhwaldsiedlung‹ gewohnt. Weil zwischen dieser Eisenbahner-Siedlung und der Pfarrei, zu der wir gehörten, ein Güterbahnhof mit einem kilometerbreiten Gleisnetz lag, gingen wir meistens nach St. Elisabeth im Stadtteil Bockenheim zur Kirche. Die Elisabethenkirche war bequemer zu erreichen. Und auch dort gab es auffallend gute Seel-

sorger. Für eine der damals noch üblichen ›Volksmissionen‹ holte sich der Pfarrer nicht die Kapuziner, die neben vielem anderen auch deftig über Himmel und Hölle predigten, sondern Benediktiner, die eine Woche lang in die Liturgie der Eucharistiefeier einführten – damals während der Anfänge der ›Liturgischen Bewegung‹ etwas ganz Neues.

Dies war der katholische Biotop, in dem ich aufwuchs: Ein bewusst gläubiges Milieu, das sich in einer schon längst liberalen und in vielem gottvergessenden Großstadt zu behaupten hatte; ein christliches Milieu, das den Schikanen der Nazis ausgesetzt war (ich werde darauf noch zurückkommen); ein katholischer Lebensraum, der durchaus ökumenisch dachte. Das alles: reine Gnade!

Mir ist erst viel später klar geworden, wie wenig selbstverständlich meine christliche Sozialisation damals war. Für viele meiner späteren Mitbrüder, die im Westerwald oder etwa in unterfränkischen Dörfern aufgewachsen waren, war das alles ganz anders. *Wir* mussten uns zu unserem Glauben bekennen. Wenn wir am Sonntag durch die vielen Straßen zum Gottesdienst gingen, trugen wir unsere Gesangbücher stolz in der Hand. Jeder, der uns begegnete, durfte sehen: Wir gehen am Sonntagmorgen nicht irgendwohin, sondern zur Kirche. Heute ist ein schlichtes Bekenntnis dieser Art nicht mehr üblich: Die Gesangbücher befinden sich nicht mehr zuhause, sondern in einer großen Kiste, die hinter der letzten Kirchenbank steht. Man will es den Gläubigen leicht machen. Warum noch ein Gesangbuch mit in die Kirche bringen?

Eines muss ich an dieser Stelle noch erwähnen: Ich war schon als Siebenjähriger, genau wie meine beiden älteren Geschwister, eine Leseratte. Ich las alles, was mir in die Finger kam. Spannende Bücher habe ich oft mehrere Male gelesen. Manchmal fing ich, sobald ich bei einem Buch hinten angekommen war, sofort vorne wieder von neuem an.

Meine Mutter wusste das natürlich. Sie sorgte, obwohl so etwas in der Nazi-Zeit gar nicht leicht war, ständig für Bücher, die nach Möglichkeit in einer christlichen Umgebung spielten und

deren Hauptfiguren oft junge Menschen waren, die bewusst ihren Glauben lebten. Ich verdanke diesen Büchern in dieser Phase meines Lebens viel. Und ich bin meiner Mutter noch heute für ihre Umsicht dankbar. Sie hat mir viele Jahre später einmal gestanden, dass sie das meiste von dem, was ich las, auch selbst las, damit sie wusste, was mich jeweils bewegte. Wie sie das bei ihrer Schneiderei und der Aufzucht von vier Kindern geschafft hat, habe ich bis heute nicht begriffen. Mit Sicherheit mussten dafür Nachtstunden herhalten.

Noch etwas anderes muss an dieser Stelle gesagt werden: Ich bin nicht in einer »heiligen Familie« aufgewachsen, in der nur leiser Engelsgesang zu hören war. In unserer Familie konnte es, genau wie anderswo, zwischen den Geschwistern Reibereien und Streit geben. Die Eltern allerdings stritten sich in unserer Anwesenheit nicht. Später wurde mir aber klar, dass es auch zwischen ihnen ein manchmal bis in die Tiefe gehendes »Einander-nicht-Verstehen« gab. Aber es gab eben nach den vor uns verborgen gehaltenen Konflikten immer wieder Versöhnung – und zwischen den beiden eine stille Treue und ein selbstverständliches Für-einander-Dasein, das seine Wurzel in dem gemeinsamen Glauben hatte.

2. Schulzeit

Warum glaube ich an Gott? Die zweite Antwort lautet: Weil ich das Glück hatte, über meine Familie hinaus im richtigen Augenblick immer wieder gläubigen Christen zu begegnen. Das begann schon mit den Freunden, die in der gleichen Eisenbahnersiedlung wohnten, die mit mir an den Rändern des riesigen Güterbahnhofs Versteck spielten und mit mir zusammen die Erstkommunion empfangen.

Diese Erstkommunion feierte ich im Jahre 1942. Nach den Vorschriften der Nationalsozialisten hatten sich alle religiösen Veranstaltungen auf kirchliche Räume zu beschränken. Wir hatten aber, wie schon berichtet, zur Galluskirche, also zu dem Zentrum unserer Heimatpfarre, ziemlich weit. Deshalb stellte eine gläubige Familie, die in unserer Siedlung wohnte, für den Kommunion-Unterricht der jeweiligen Erstkommunikanten ihren Keller zur Verfügung. Sie hatten dort eigens einen wohnlichen Raum geschaffen. Dorthin kam dann jede Woche einer der Kapläne zum Unterrichten. Und den betreffenden Jungen und Mädchen wurde eingeschärft: »Ihr dürft auf keinen Fall alle gleichzeitig eintreffen.« So wählten wir leicht unterschiedliche Zeiten, spielten nicht vor dem betreffenden Haus, sondern gingen sofort durch die nur angelehnte Haustür hinein; einige kamen auch durch die Gartentür hinter dem Haus. Wie riskant das alles war, wussten nur die Eltern. Wir selbst betrachteten es als eine Art Indianerspiel mit Kriegern eines feindlichen Stammes – ein Spiel mit Anschleichen und Sich-Verstecken.

Das Glück, immer im richtigen Augenblick mit gläubigen Christen zu tun zu haben, setzte sich fort mit den Kaplänen, die damals zu jeder Großstadtpfarre gehörten. Meine Mutter lud gelegentlich den einen oder anderen von ihnen zum Kaffee oder zum Abendessen ein. Für die Eltern war das wichtig: Sie erfuhren aus dem Mund der eingeladenen Geistlichen, wie der klügere Teil der Katholiken über Hitler und den Nationalsozialismus dachte.